

Claudius Seidl
Anstiftung zum Bürgerkrieg

Claudius Seidl ist Journalist, arbeitete in den frühen Neunzigern beim *Spiegel*, war in den späten Neunzigern stellvertretender Feuilletonchef der *Süddeutschen Zeitung* und leitete lange Zeit das Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Die hier veröffentlichten Texte sind zuerst in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* oder in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* erschienen.

In der Edition Tiamat erschien von Claudius Seidl: »Die Kunst und das Nichts. Nahezu klassisches Feuilleton«, Berlin 2019.

Zuletzt veröffentlicht: »Helmut Dietl – Der Mann im weißen Anzug: Die Biografie«, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2022.

Edition

TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

Herausgeber:

Klaus Bittermann

1. Auflage: Berlin 2024

© Verlag Klaus Bittermann

www.edition-tiamat.de

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

ISBN: 978-3-89320-312-3

Claudius Seidl

Anstiftung zum Bürgerkrieg

Überwiegend politisches Feuilleton



Critica
Diabolis
326

Edition
TIAMAT

Inhalt

- Anstiftung zum Bürgerkrieg – 7
- Die heimliche Hauptstadt – 13
- Der totale Entertainer – 21
- War der Holocaust eine koloniale Tat? – 28
- Warte nur! Balde genderst du auch – 35
- Aufstehen, brüllen – 41
- Ampeln, in der Hölle programmiert – 46
- Wie antisemitisch ist der Kunstbetrieb? – 51
- Soko Schlesinger – 58
- Der Antibayer – 64
- Putins treuester Kamerad – 70
- Die Politik der Verdammnis – 76
- Zum Teufel mit der Provinz – 82
- Kleben für das Überleben – 88
- Wählerverachtung – 94
- Hollywoods Untergang – 100
- Das Jahrhundert und sein Double – 108
- Der öffentliche Sex – 115
- Die angeblich besseren Zeiten – 119
- Die Abschaffung des Alters – 127
- Folge dem weißen Kaninchen! – 132
- Die Fiktion der Einreise – 140

Die schrecklichen Kinder –	144
Mode in der Revolte –	150
Rettet die Stadt vor ihren Rettern –	158
Die Ufos sind über uns –	165
Für immer Documenta –	172
Eine große Lust am Untergang –	179
Ist es Dummheit, oder ist es Bosheit? –	185
Diese ganze unabweisbare Schreckschraubigkeit –	191
Das Cannabis-Paradoxon –	197
Was will Mathias Döpfner? –	202
Wie Netflix den Geschmack kontrolliert –	210
Das Opium des Volks –	217
Preußen, ein Zombie –	223
Das richtige Leben im richtigen –	230
Wovon träumen die Maschinen? –	237
Die Lust auf Unterwerfung –	244
Mit dem Körper komponiert –	249
Schicksal und Simulation –	256

Anstiftung zum Bürgerkrieg

Schuld haben immer die anderen. Schuld an allem, was die Mehrheit der Deutschen bedrückt, verängstigt, einengt, nervt und auf lange Sicht womöglich ruiniert, hat eine Minderheit, die klein, aber umso mächtiger ist. Sie hat keinen Namen, diese Gruppe, das ist womöglich Teil ihrer Strategie. Mal wird sie, ganz allgemein, »Elite« genannt; die *Welt* nennt sie, nach dem Ort, den sie angeblich bewohnt, den »Elfenbeinturm«. Die *Neue Zürcher Zeitung* schimpft sie mal linksgrünes Milieu, mal unterstellt sie ein illegitimes Bündnis aus Politik und Medien. Es sind »die da oben«, »die in Berlin«; es ist »die Blase« und bei Friedrich Merz immer wieder: »Kreuzberg«. Monika Gruber, populäre Kabarettistin und zwischendurch mächtige Aktivistin, antwortete neulich auf die Frage, ob sie diesen Leuten schon mal in der Wirklichkeit begegnet sei: Nein, aber in Berlin, Prenzlauer Berg, oder im Hamburger Schanzenviertel gebe es sie bestimmt.

Die Schäden sind ungeheuer. Wenn die deutsche Autoindustrie sich gegen die Konkurrenz nicht behaupten kann, haben nicht ihre Manager die Schuld; es sind die Technologiefurch und der Klimafetischismus jenes Milieus. Wenn in Sachsen ein Drittel der Wähler zur AfD tendiert, können die letztlich gar nichts dafür; es ist nur Reaktanz, die psychologisch verständliche Abwehr einer empfundenen Gängelung. Wenn irgendein Radiomann die Knacklaute vor dem Binnen-I besonders betont, ist er nicht bloß ein Streber; er will das Volk zum Gendern zwingen. Und wenn Ökologen davon sprechen, dass die vielen Rindviecher die Atmosphäre verpesten und die Abholzung der Re-

genwälder befördern, dann beschreiben sie nicht einen Sachverhalt; sie wollen dem Volk die Wurst vom Brot und das Fleisch vom Grillrost nehmen.

Dieses Volk, so beschreiben es die, die in seinem Namen zu sprechen behaupten, ist die Gemeinschaft derer, denen es reicht. Die sich nicht mehr bevormunden und einengen lassen wollen. Die eher auf dem Land als in der Stadt wohnen, eher in der Klein- als in der Großstadt, eher an der Peripherie als in den Zentren. Die mit ihren eigenen Sorgen zu beschäftigt sind, als dass sie sich dauernd um den Zustand der ganzen Welt kümmern könnten.

Die anderen sind schwerer zu beschreiben – schon weil ein prekär lebender Althippie, der im Bioladen die Zutaten für sein veganes Abendessen kauft, anscheinend genauso dazugehört wie der Start-up-Gründer, der ein Elektro-SUV fährt und für jeden Amerikaflug eine Kompensationszahlung leistet. Die Links-rechts-Unterscheidung hilft nicht weiter, weil hier niemand die Vergesellschaftung der Produktionsmittel anstrebt. Ihre Gegner sagen, man erkenne diese anderen daran, dass sie vom Volk und dessen Leben keine Ahnung haben. Und dass sie ihm dennoch Vorschriften machen.

Die Unterscheidung erinnert von Ferne an jene populäre und bis vor Kurzem gern zur Gegenwartsdeutung herangezogene Soziologie, wie sie zum Beispiel Andreas Reckwitz praktiziert. Der hat in seinem Bestseller »Die Gesellschaft der Singularitäten« die von ihm so genannte »neue Mittelklasse« beschrieben und analysiert, das Milieu jener, »die formal gesehen über ein hohes kulturelles Kapital von meist akademischen Bildungsabschlüssen verfügen und im Feld der Wissens- und Kulturökonomie arbeiten«. Ein Drittel der Gesellschaft rechnet Reckwitz dieser Klasse zu; die anderen zwei Drittel, die er, zu ungefähr gleichen Tei-

len, als alte, nichtakademische Mittelschicht und als neue, prekäre Unterschicht beschreibt, interessieren ihn nur insofern, als sie eben nicht teilhaben an den Prozessen, die Reckwitz als Ästhetisierung, Stilisierung, Kuratierung des eigenen Lebens beschreibt.

Es scheinen aber genau diese zwei Drittel zu sein, die gemeint sind, wenn Hubert Aiwanger von den normalen Menschen spricht, von der »großen schweigenden Mehrheit«, die sich »die Demokratie zurückholen muss«. Sie sind gemeint, wenn Friedrich Merz die Unterscheidung zwischen Deutschland und Kreuzberg macht. Wenn der Newsletter der *Neuen Zürcher Zeitung* berichtet, dass die »Normalbürger«, völlig zu Recht, den Eindruck hätten, es werde ein Kampf gegen sie geführt.

Wer da spricht, sind naturgemäß nicht die Normalbürger, es sind Minister, Parlamentarier, einflussreiche Journalisten. Es sind also Menschen, die selbst Teil der beschimpften und bekämpften Elite sind. Nur dass sie offenbar ein sensibleres Gespür haben für das, was das Volk wirklich denke und wolle. Wenn Politiker und Meinungsproduzenten sich aber nicht mehr auf die Schlüssigkeit ihrer Argumente, die Legitimität ihrer Interessen, die Plausibilität ihrer Annahmen berufen; wenn sie stattdessen verkünden, aus ihnen oder durch sie hindurch spreche das Volk: Dann ist Widerspruch nicht möglich. Dann ist schon die Rhetorik autoritär.

Und genau so läuft dann fast jeder Streit. Wenn ein Leitartikler davon spricht, dass Fernreisen den Urlauber womöglich nicht glücklicher machen, als das eine schöne Radtour tut: Dann sind Gegenargumente nicht nötig. Dann ist einfach klar, dass jetzt auch die Zeitung den Menschen das Fliegen verbieten will. Wenn eine Umweltministerin darauf hinweist, dass die ganze Gülle die deutschen Böden

irreparabel ruiniert: Dann ist klar, dass der Bauernstand ruiniert werden soll. Und wenn ein linker Besserwisser, nach einem Blick auf die Karte, einwirft, dass Kreuzberg in Deutschland liege, bekommt er zu hören, dass das Volk genau wisse, was damit gemeint ist. Dass aber er dort oben, in seinem Elfenbeinturm, eine zu eingeschränkte Sicht habe, als dass er den Witz und die Wahrheit des Satzes verstehen könne.

Was tut man aber mit einem Gegner, für den Argumente viel zu schade sind? Man jagt ihn zum Teufel. Man holt sich die Demokratie zurück. Niemand will den Bürgerkrieg. Nur warum klingt es häufig so?

Es ist, als gäbe es zwei Wirklichkeiten, von denen die eine wirklicher als die andere ist. Es ist, als gäbe es eine Welt, in der die Leute ihre Rechnungen bezahlen, ihre Autos betanken, ihre Felder düngen und die Nackensteaks auf den Grillrost legen. Und dann gibt es diesen Raum, meterweit vom Boden der Tatsachen entfernt, diese Blase, diesen Elfenbeinturm, wo man vor lauter Abstraktionen die konkrete Realität nicht mehr sieht. Erderhitzung, Artensterben, Regenwaldvernichtung. Der Juli war kühl, das hat jeder gespürt. Wo bleibt also der Klimawandel? Das Getreide wächst, das kann man sehen. Dann wird der Boden schon nicht giftig sein. Das Fleisch liegt im Kühlfach: Soll man es liegen und verderben lassen?

Es ist vielleicht normal, dass die Dinge, die man sehen, spüren, riechen kann, einem plausibler, greifbarer, letztlich wirklicher erscheinen als die Schlussfolgerungen, Theorien, Projektionen in die Zukunft. Wenn allerdings Politiker und Publizisten den Aufstand gegen alle Abstraktionen zum gerechten Kampf erklären und jeden, der über den Rand eines Grilltellers hinausschauen kann, als Volksfeind verdächtigen, zumindest aber als abgehobenen Spinner:

Dann sind sie entweder nicht besonders intelligent. Oder sie sind so konsequente Ideologen, wie sie das ihren Gegnern vorwerfen.

Natürlich gibt es all das, was die Leute in Abensberger Bierzelten oder auf Erdinger Demonstrationen so stört. Es gibt die Tendenz bei den Öffentlich-Rechtlichen, den Bildungsauftrag als Vormundschaft deuten. Es gibt Leute beim Radio, die gendern so impertinent, dass man die Ohren zuhalten möchte. Es gibt, was Fragen der Diversität, der sexuellen Identität oder auch der kolonialen Vergangenheit angeht, gewisse Gruppen, die für Argumente nicht empfänglich sind und jeden, der die Dinge differenziert betrachtet, als Rassisten, transphob oder Reaktionär beschimpfen. Und es gibt Grüne, die, wenn man sie nur ließe, endlose Verbotslisten erstellen würden.

Falsch sind allerdings die Behauptungen, wonach diese Leute an der Macht seien. Falsch ist der Befund, dass, wer nicht der »woke-grün-gendersensiblen Norm entspreche« (NZZ), nichts mehr zu melden habe. Falsch ist die Annahme, dass es eine Verschwörung gebe, von den Klimaklebern bis ins Bundeskanzleramt, mit dem Ziel, den normalen Menschen das Recht, normal zu sein, zu nehmen.

Woher kommen also die fast schon bürgerkriegsreife Wut, das nicht zu besänftigende Ressentiment? Vor neunzehn Jahren, in einem immer noch lesbaren Sonderheft des *Merkurs*, haben Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel die Funktion des Ressentiments so beschrieben: »Abzulehnen, was ist, im Namen dessen, was (noch) nicht ist: Dieses Grundprinzip der Kulturkritik entstammt dem Geist des Ressentiments.« Das Ressentiment ist die Abneigung gegen den Sieger, der Widerspruch gegen die politischen und ökonomischen Eliten. Und gegen die moralischen, was in diesen Tagen besonders wichtig ist.

Ressentiment ist, was die Zu-kurz-Gekommenen empfinden. Nur dass es in der Klimakrise keine Krisengewinner geben wird. Alle werden zu kurz kommen. Die Ressentiments heute laufen auf das Gegenteil von Bohrsers und Scheels Definition hinaus: abzulehnen, was sich ändern müsste, im Namen dessen, was ist.

In dieser Lage ist die Konstruktion eines mächtigen Gegners geradezu lebensnotwendig: abzulehnen, was zu tun ist, das wäre sonst nur Herzensträgheit, dumpfer Starrsinn, Zynismus gegen die Nachfahren. Nur wenn es die Gängelung durch die Elite, den Elfenbeinturm gibt, wird daraus ein Befreiungskampf. Die Freiheit der Deutschen wird an der Tankstelle und der Fleischtheke verteidigt.

2023

Die heimliche Hauptstadt

Das Städtchen Potsdam, am südwestlichen Stadtrand von Berlin gelegen, hat eine ziemlich kurze Geschichte hinter sich – und in diesen Jahren wird sie immer noch ein bisschen kürzer. Denn erstens gab es, bis der Kurfürst von Brandenburg nach dem Dreißigjährigen Krieg seine Residenz dorthin verlegte, nicht viel mehr als Wasser, Wald, einen Marktflecken, ein paar Bauern und Fischer, keine selbstbewussten Bürger jedenfalls, die den Fürsten beim Herrschen hätten stören können. Und als der sogenannte Alte Fritz dann doch verfügte, dass die Residenzkleinstadt gefälligst aufgemöbelt werde, mit barockem Schmuck und aristokratischen Fassaden, waren weiter westlich die letzten Jahre des Ancien Régime schon angebrochen.

Und zweitens gehören zur kurzen Geschichte Potsdams auch die vierzig Jahre, in denen die Stadt in der DDR lag, woran aber bald nichts mehr erinnern soll, nicht in der Innenstadt jedenfalls, wo die letzten großen DDR-Bauten demnächst wohl niedergerissen werden. Die modernistische Fachhochschule ist schon verschwunden; an ihrer Stelle werden Neubauten in barocken Kostümen errichtet. Der Abriss des schönen, aber verwahrlosten Staudenhofs ist beschlossen, das Rechenzentrum wird dem Wiederaufbau der barocken Garnisonkirche weichen müssen. Wenn hier gebaut wird, bauen sie Barock. Der kam spät nach Potsdam, was aber nicht der einzige Grund ist dafür, dass Potsdam mit dem Barock noch lange nicht abgeschlossen hat – ja dass dieser der herrschende zeitgenössische Baustil ist.

Vor zwanzig Jahren war Potsdam eine völlig andere

Stadt, nicht alt, aber grau, versehrt, beschädigt; das waren die Spätfolgen der DDR. Heute ist Potsdam neuer und älter zugleich, mit seinem neugebauten Stadtschloss, dem eben erst errichteten Barberini-Palast, den frisch renovierten spätklassizistischen Villen. Und in zehn Jahren wird die Stadt noch neuer und noch älter sein, mit ihrer komplett rekonstruierten Innenstadt. Potsdam ist also nicht unbedingt eine moderne Stadt, es ist aber das, was Berlin von sich seit Jahrhunderten behauptet: eine junge und eine unfertige Stadt, eine Stadt im Werden.

Und schon deshalb wirkt es folgerichtig, dass sich ausgerechnet hier gleich zwei der drei Kanzlerkandidaten ums Direktmandat für den nächsten Bundestag bewerben: Wahlkreis 61, die Stadt Potsdam und ein paar benachbarte Ortschaften südlich von Berlin. Annalena Baerbock hat es schon zweimal versucht, mit einstelligen Ergebnissen. Olaf Scholz ist der Neue; er wird sich anstrengen müssen, das einzige Direktmandat im ganzen Osten für die SPD zu verteidigen. Manja Schüle, die es bei der letzten Wahl gewonnen hat, ist jetzt Ministerin in Brandenburg.

Preußen sind sie beide nicht. Annalena Baerbock erzählt zwar gern von ihren Erfahrungen in und mit Brandenburg, aber schon wie sie das Wort ausspricht, »Brandenbuaich«, hört man den knatschigen niedersächsischen Dialekt heraus. Olaf Scholz war Erster Bürgermeister der stolzen Stadt Hamburg. Und so scheinen beide nicht ganz zu ihrem Wohnort zu passen, auf den ersten Blick jedenfalls.

Baerbock, mittteljung, mittelschick, mittelbürgerlich, professionell, mit Kindern und aufgedonnertem Lebenslauf (der die interessante Biographie nicht ganz ersetzen kann), würde man sozial und kulturell eher in Berlin-Prenzlauer Berg vermuten, in einer höchstens mittelgroßen Wohnung, wegen des ökologischen Fußabdrucks, um-

geben von Bioläden und Gleichgesinnten. Oder, passender noch, als Nebenfigur in einem Prenzlauer-Berg-Roman von Anke Stelling. Allerdings gibt es südlich des Parks von Sanssouci ein paar Blocks, die sie hier den Prenzlauer Berg von Potsdam nennen. Und im Norden der Stadt, zwischen der Straße nach Spandau und dem Jungfersee, wollte ein Entwickler das weitläufige Gelände der sogenannten Roten Kaserne zu Büros und Gewerbeflächen umbauen. Es gab aber kaum Nachfrage, nicht nach Büros jedenfalls; die Leute wollten dort nicht arbeiten, sie wollten wohnen in den Kasernen. Bald darauf war in den Immobilienprospekten von palastähnlichen Gebäuden, ökologischen Gesamtkonzepten und der Nähe zum See die Rede. Heute leben hier, in den roten militärischen Klinkerbauten, freundliche mittelalte Menschen, die aussehen, als wäre es ihnen erst gestern zu eng geworden in der Stadt. Sie sind umgezogen nach Prenzlauer Berg am See. Und im Bio-markt um die Ecke hört man manchmal Mütter, wie sie ihre Eduards und Luises mahnen, sie sollen sich benehmen.

Als man zum letzten Mal etwas über Olaf Scholz und Potsdam in der Zeitung las, stand da, dass er demnächst umziehen wolle; ins Haus, in dem er wohne, sei schon wieder eingebrochen worden. Das Haus steht in der Berliner Vorstadt, dem Viertel zwischen dem Heiligen und dem Tiefen See; Leute mit viel Fantasie nennen es das Beverly Hills von Potsdam. An einer Straßenecke nahe dem Heiligen See spricht Alexander Gauland manchmal in eine Fernsehkamera. Und als sich der *Spiegel* vor ein paar Jahren in dieser Gegend mit Gauland zum Mittagessen traf, vermutete der Autor, dass im Potsdamer Herbstwetter die »Nebel der Vergangenheit« sichtbar würden.

Dabei hatten die, die hier als Erste ihre Claims absteck-

ten, Häuser am See kauften und renovieren ließen, sich die Zukunft der Stadt viel heller vorgestellt, hanseatischer, mit weißen Villen, großen Gärten, viel Wasser – wie am Leinpfad, in der Elbchaussee. Friede Springer, Mathias Döpfer, Wolfgang Joop. »Das preußische Sylt« fiel *Zeit online* dazu ein, was nicht ganz passt und doch darauf weist, dass die ehemalige Militär- und Garnisonsstadt Potsdam dem bürgerlich-hanseatischen Sozialdemokraten Scholz durchaus ein paar Angebote machen kann. Auf Lotte Lasersteins melancholischem Dachterrassen-Gemälde »Abend über Potsdam« könnte man sich den schweigsamen Scholz aber auch gut vorstellen.

Und hier, in der Berliner Vorstadt, am Südostufer des Heiligen Sees, hat vor fünfundzwanzig Jahren angefangen, was seither immer größer geworden ist. Und doch noch keinen markanten Namen hat. Potsdamer Republik? Das wäre übertrieben. Die heimliche Hauptstadt? Passt schon eher, zumal man von hier aus sehr gut in Berlin seine Regierungsgeschäfte oder Führungspflichten erledigen kann. Und abends kühlt man sich ab im See und hat dann den Kopf frei genug für ein paar Runden Sinnstiftung, Meinungsbildung, Vernetzung.

Schon im Jahr 2002 meldete der *Tagesspiegel*, in Potsdam würden die Villen knapp. Ein paar Jahre später beschrieben *Süddeutsche Zeitung* und *Spiegel* das Städtchen als Sehnsuchtsziel nicht nur Berlins, sondern fast schon der halben Republik. Und beide staunten über einen Gemeinsinn, wie man ihn nirgendwo sonst in Deutschland finden könne. Dass reiche Leute sich schöne Häuser in guten Vierteln kaufen, das kommt überall vor. Dass aber, wer danach noch ein paar Millionen übrig hat, dieses Geld in die Verschönerung der kleinen Stadt investiert, mit so viel Gestaltungswillen, wie ihn vorher allenfalls Friedrich II.

aufgebracht hat: Das gibt es nur in Potsdam. Der Fernsehstar Günther Jauch baute nicht bloß ein Haus am See, sondern kaufte und sanierte mehrere Häuser, ganz ohne Profitinteresse; für den Wiederaufbau des Fortunaportals (dem mit einer gewissen Logik der Wiederaufbau des ganzen Schlosses folgte) spendete er Werbeeinnahmen; auch für den Turm der Garnisonkirche hatte er noch eineinhalb Millionen. Der SAP-Gründer Hasso Plattner hat nicht nur 200 Millionen Euro für das Institut für Softwaresystemtechnik gestiftet; er gab 20 Millionen für den Wiederaufbau des Stadtschlosses; und was das Barberini angeht, das erstklassige Museum im Nachbau eines spätbarocken Palais, dessen komplette Bau- und Betriebskosten die Hasso Plattner Foundation übernommen hat, so ist die Summe nicht bekannt. Dass sie aber sehr hoch sein muss, sieht man mit bloßem Auge. Und Mathias Döpfner, Vorstandsvorsitzender von Axel Springer, hat die spätklassizistische Villa Schöningen, direkt an der Glienicker Brücke, vor dem Abriss gerettet, gekauft, saniert und als Ausstellungsgebäude mit Park und Café fürs Volk geöffnet.

Einmal hat das Volk nicht mitgemacht. Als Plattner neben dem Lustgarten eine Ausstellungshalle errichten lassen wollte, wofür ein Hotelhochhaus aus der Zeit der DDR leider hätte abgerissen werden müssen, gab es so starke Proteste, dass Plattner und Potsdam durch eine kurze Beziehungskrise gingen. Die ist überwunden – und man muss kein Klassenkämpfer sein, um zu sehen, dass Potsdam gerade an seinen prominentesten Schauplätzen immer mehr so aussieht, wie ein paar sehr reiche Zuzügler aus dem Westen sich das vorgestellt haben, wobei sich passenderweise auch Tourismusbranche und Städtemarketing auf genau diese Vorstellung einigen können. Und natürlich jener Teil des Volks, der alles als schön und stilvoll empfin-

det, was vor dem Ersten Weltkrieg entstanden ist, mit Säulchen, Erkern und einer Anciennität, selbst dann, wenn es nur so tut, als ob. Dass es unter diesen Leuten erstaunlich viele Trolle gibt, hochaggressive Zeitgenossen, die jeden Liebhaber der DDR-Moderne als geistesgestört oder Kommunisten beschimpfen, ist das Pech derer, die mit dem abwaschbaren Neubaubarock wenig anfangen können.

Franziska Günther, Literaturagentin in Berlin und echte Potsdamerin, klingt eher melancholisch als aggressiv, wenn sie über das neue Potsdam spricht. In den seltensten Fällen habe die Stadt die Wahl gehabt, etwas Modernes oder etwas scheinbar Altes auf die Brachen zu stellen. Die Alternativen waren: Barock oder gar nichts, weil eben die Barockfreunde das Geld hatten, und die Stadt hatte es nicht. Weshalb man für das Mäzenatentum schon dankbar sein dürfe – auch wenn sie, die in der neulich abgerissenen Schwimmhalle das Schwimmen gelernt hat und die abgerissene Fachhochschule mochte, es für falsch und widersprüchlich hält, wenn Potsdam einerseits stolz auf seine Geschichte ist. Und andererseits eine Schicht dieser Geschichte, die Jahre zwischen 1946 und 1989, herauskratzt aus dem Stadtbild oder sie nur noch an den Rändern stehen lässt, auf dem Brauhausberg zum Beispiel, wo das Café Minsk, ein schöner, moderner Betonbau aus den Siebzigern, jetzt doch stehenbleiben darf. Auch diesen Bau hat Plattner gekauft; er wird hier seine Sammlung von DDR-Kunst zeigen.

Natürlich wäre es interessant gewesen, ein bisschen genauer zu erfahren, wo die Kandidatin und der Kandidat sich positionieren in diesem hochkomplexen Gefüge aus Geist, Geld und Macht. Aber wer einen Wahlkreis gewinnen will, ist geradezu verpflichtet, den entsprechenden Ort

als schönsten und besten der Welt zu preisen, und so loben Baerbock wie Scholz, schriftlich befragt, Potsdam als einen Ort der Vielfalt, an dem es nicht nur Villen und reiche Leute gebe, sondern Plattenbauten, ärmere Menschen, Studenten, eine alternative Szene, Industrie und Forschungsinstitute und eine Universität, mit allem, was dazugehört. Auf die Frage nach der Macht, die aus dem Mäzenatentum folgt, gehen beide nicht ein. Auf die Frage, ob es wirklich so dringend die wiederaufgebaute Garnisonkirche brauche, den traditionellen Wallfahrtsort der Rechts-extremen, wo Ludendorff seine Gegenveranstaltung zur Gründung der Weimarer Republik feierte und später Hindenburg und Hitler einander die Hände reichten, auf diese Frage antwortet nur Baerbock: dass sie sich eine andere Entscheidung gewünscht habe, dass sie aber die Entscheidung dafür, weil sie demokratisch zustande gekommen sei, respektiere.

Scholz nennt, was in der Innenstadt geschieht, die »Wiedergewinnung der Mitte«; es sei ein »Herzensprojekt« vieler Potsdamer, und es richte sich gegen das Zerstörungswerk der alten SED-Eliten. Und so klingt Baerbock nach Baerbock, Scholz nach Scholz; Leidenschaft klingt aber anders. Selbst Günther Jauch, nicht gerade ein feuriges Temperament, hat für seine Stadt wesentlich heißere Gefühle; und Döpfner und Plattner sind große Liebende, im Vergleich dazu.

Die Grabstätte Friedrichs II. liegt auf der obersten Terrasse vor dem Schloss Sanssouci, und am Geburtstag des Königs, am Todestag und anderen hohen Feiertagen legen seine Verehrer gern eine Kartoffel auf die Grabplatte. Solche Preußenseligkeit ist den mächtigen Akteuren völlig fremd, mit Deutschtümelei haben sie, die Verehrer französischer Malerei, italienischer Architektur und amerikani-

schen Unternehmertums, schon gar nichts im Sinn. Und vermutlich ist nicht einmal der Prinz von Preußen, der in Babelsberg lebt und so gerne Wohnrecht im Schloss Cecilienhof hätte, ein ernst zu nehmender Monarchist.

Wenn einen die heimliche Hauptstadtwerdung und die allmähliche Verwandlung Potsdams in eine neobarocke Idealstadt trotzdem misstrauisch machen kann, dann liegt das weniger an einer geschichtspolitischen Absicht, die dahinter wirkte, sondern vielmehr an der Abwesenheit von Geschichte, dem völligen Fehlen ihrer Widersprüche und Abgründe. Die Bundesrepublik konnte hier keine hässlichen Spuren hinterlassen, die der DDR werden abgeräumt. Wilhelminische Kasernen heißen jetzt Paläste; und der Barock, der Baustil der Sinnlichkeit und der Gegenreformation, der im pietistischen Preußen ohnehin mehr Kulisse als innere Notwendigkeit war, der Barock ist nur noch das Dekor, das man vor Rohbauten aus Beton klebt, damit die antik und würdevoll wirken. Potsdam ist schön, seine Vorgeschichte erschließt sich am besten touristisch. Mag sein, dass Preußens neue Harmlosigkeit nicht ganz so furchterregend ist, wie es einst Preußens Militarismus war. Mag sein, dass Baerbock und Scholz ganz gut hierher passen. Aber wenn das ein Bild unserer Herkunft sein soll: Wie sähe dann ein Bild unserer Zukunft aus?

2021